



HÖLLENSCHLUND

Tausende Seemeilen nimmt der Atlantik Anlauf, bis er bei den Orkneys auf eine Meerenge trifft. Im Pentland Firth brechen brutale Wellen, herrscht die stärkste Strömung Europas und schäumt das Meer vor Wut

TEXT OLAF KANTER FOTOS AXEL MARTENS

Acht Windstärken aus West heulen über das Meer, es bläst, dass es einem die Kapuze ins Gesicht schlägt. Die Hosenbeine flattern, der Regen hier oben am nördlichsten Punkt Großbritanniens schmeckt nach Salz.

Beim Leuchtturm von Dunnet Head fließen normalerweise zwei kleine Bäche die steilen, hundert Meter hohen Klippen hinunter. Aber heute rauscht das Wasser nicht in die Tiefe, es wird wie ein Geysir

senkrecht in die Höhe gedrückt. Wer zu nah an die Kante tritt, kriegt eine Dusche ab. Der Blick von hier ist gewaltig, die Meerenge liegt direkt vor einem: jener schmale Sund zwischen dem schottischen Festland und den Orkneyinseln, der den Namen Pentland Firth trägt. Was eigentlich nicht passt, denn Firth ist das Wort für einen Fjord, eine Sackgasse, und dieser gerade mal zehn Kilometer breite Graben ist im Westen und Osten offen. Tief genug selbst für große Schiffe, aber an einem Tag wie heute ist da kein Durchkommen. ➤

DIE KRAFT DER SEE

Bei Scarferry schlägt das Meer mit voller Wucht an die Küste: Ebbe und Flut toben sich voll aus

58° 42' 49" Nord
003° 08' 55" West



OBEN Windstärke acht aus West. Da stehen selbst den herben Schotten die Haare zu Berge
UNTEN Kein Schiff draußen, am Hafen klatscht einem das Salzwasser ins Gesicht.
Ein ganz normaler Tag am Pentland Firth

Für Windstärke acht verspricht die Beaufort-skala mäßig hohe See, hohe Wellenkämme, überall Schaumstreifen. Hartes Wetter also, aber kein Drama. Hier sieht das anders aus: Von der Steilküste im Süden bis zu den Felsen am nördlichen Ufer ziehen sich Brecher, die sich auftürmen wie die Orkanwellen auf einem dieser alten maritimen Ölschinken. Hier verweht kein Schaumkamm – die ganze See schäumt! Sie bäumt sich auf, schlägt krachend zusammen, dass es in den Ohren dröhnt. Kein Schiff draußen. Kein Fischer, nicht einmal die große Fähre von Scrabster nach Stromness wagt sich aus dem Hafen. Der Pentland Firth tobt. Heute will er allein gelassen werden.

Warum ist das Meer hier so wild? Warum diese Gewalt, diese wahnsinnigen Wellenformationen? Bill Munro ist einer, der die Antwort aus eigener Erfahrung kennt. Er arbeitet als Vormann auf einem Seenotrettungskreuzer in Thurso, am westlichen Eingang zum Firth.

»Eine ungemütlichere Ecke gibt es an der gesamten Westküste Europas nicht, das liegt an der gewaltigen Strömung«, sagt er. Er rollt die Seekarte aus und erklärt: »Der Atlantik nimmt ein paar Tausend Kilometer Anlauf, und dann trifft er hier auf diesen engen Trichter.« Mit enormem Druck rückt der Ozean aus dem Westen heran und lässt das Wasser rasen. Munro zeigt auf die Pfeile in der Seekarte. Neun Knoten, steht da; die Geschwindigkeit der Strömung unter stinknormalen Bedingungen. Schon das ist brutal viel und lehrt jeden Seemann das Fürchten. Aber wenn ein Sturm aus Westen bläst, werden es auch schon mal 15 Knoten. Das sind knapp 30 Kilometer pro Stunde, was einer Landratte beschaulich vorkommen mag. In der Seefahrt ist das eine Kampfansage.

Denn auch der mächtige Atlantik gehorcht den Gesetzen der Gezeiten. Das Wasser will bei Flut von West nach Ost – und bei Ebbe wieder zurück. Und wenn sich die Strömung auf dem Rückweg durch den Trichter gegen den Westwind stemmt, dann kocht das Wasser im Pentland Firth. Wind gegen Strom, sagen Segler. Und meiden das wie die Pest.

Für die extremsten Wellenformationen haben sie am Pentland Firth schöne Namen gefunden. »Merry Men of Mey« heißen die Brecher am westlichen Eingang zur Meerenge in fröhlicher Alliteration. Am Ausgang im Osten wartet der »Boar of

Duncansby« darauf, seine Opfer zu versenken. Und an der Insel Stroma fließt das Meer mit einer solchen Macht vorbei, dass sich ein großer Strudel bildet, der selbst dicke Schiffe ins Schlingern bringt und kleinere Kutter einfach umschmeißt. »The Swelkie« nennen sie dieses Ungeheuer. Die Wikinger waren überzeugt, dass hier eine Meerhexe das gigantische Mahlwerk betreibt, das die Ozeane mit Salz versorgt. Swelkie klingt irgendwie niedlich, aber Linguisten versichern, dass der Begriff aus dem Altnordischen stammt. »Svalga«, raunten die Nordmänner ehrfurchtsvoll, der »Verschlinger«. Ein passender Name. Der Meeresgrund im Pentland Firth ist übersät mit Wracks. Vom Fischerboot bis zum Tanker, hier ist schon alles auf Grund gelaufen. Erst diesen Januar kenterte der

Bei Sturm strömt das Meer mit 15 Knoten. Für Seefahrer eine Kampfansage

deutsche Frachter »Cemford« im Firth. Mit dem Bug nach oben trieb das Schiff senkrecht im kalten Meer, bevor es sank. Alle acht Männer an Bord blieben vermisst. Nur an wenigen Stellen auf der Erde wütet das Meer so heftig. Allein der sieben Kilometer schmale Hauptstrom zwischen Duncansby Head und Muckle Skerry soll aufgrund der heftigen Strömung im Schnitt das Achtfache der Wassermassen des Amazonas führen.

Muss man da unbedingt durch? Für Seefahrer ist der Sund eine Abkürzung. Warum den Umweg um die Orkneys nehmen, wenn man es in weniger als zwei Stunden durch den Pentland Firth schafft? Eng wird es jedoch, wenn die Technik streikt. Wie 2004 auf dem norwegischen Frachter »Arnoytrans«, als im Firth die Steuerung versagte. »Der Sturm heulte mit Windstärke elf, als unser Kreuzer rausfuhr«, erzählt Seenotretter Bill Munro. »Am Steuer war damals mein Neffe Dougie. Ein brutaler Ritt.«

Im Blindflug trieb der Vormann sein Schiff durch den Sturm, jede Minute zählte, der Norweger driftete schon auf die Klippen östlich von Thurso zu. Munros Crew gelang es, den Bug des Frachters in den Wind zu ziehen. Mehr ging nicht, die Strömung war zu stark, selbst für die 2500 PS starken Caterpillar-Maschinen des Rettungskreuzers. Immerhin hatten sie auf dem Norweger jetzt Zeit genug, um den Schaden zu reparieren. ➤



ENGE DER SEE

Nur etwa 10 Kilometer breit ist der Pentland Firth. Eine Meerenge, die – in ozeanischen Maßstäben betrachtet – ein Nadelöhr ist. Trotz der wilden See wagen sich einige Outdoorsportler hier raus. Der Brite Frank Chalmers schwamm durch den Sund, obwohl ihn die Fischer für verrückt erklärten. Auch Kajaker haben schon rübergemacht, aber nur bei absolut stiller See. Zu groß ist der Respekt vor der Natur.

STURM UND DRANG

Der Norden Schottlands und die Orkneyinseln sind ein raues Pflaster. Eine herrlich windige Ecke, um sich in die Elemente zu stürzen

1. SURFEN BEI THURSO

Vor den Stränden der Grafschaft Caithness liegen einige der besten Surfspots Großbritanniens. Hier fanden schon Big-Wave-Contests in Riesenwellen statt. Aber auch Anfänger finden in dieser Ecke gute Bedingungen. Nur: Das Meer ist meistens bitterkalt. Im kleinen Ort Thurso gibt es eine Surfschule, die Kurse anbietet, Boards verleiht und Tipps für die besten Wellen gibt.

thursosurf.com



2. WRACKTAUCHEN

Eines der berühmtesten Wracktauchreviere der Welt: In der Bucht von Scapa Flow versenkte sich die deutsche Hochseeflotte 1919 selbst, statt sich den Briten auszuliefern. Noch heute liegen hier Dutzende Schiffe auf Grund.

scapafloowrecks.com



3. KAJAKEN

Inseln, Klippen, Flüsse: An vielen Spots entlang der Küste des Firth kann man das Revier mit Seekajaks erkunden. In der rauen Brandung fanden schon zwei Wellenkajak-WMs statt. Der Pentland Canoe Club gibt Rat.

pentlandcanooclub.org.uk



4. BIKEN

Mit dem Rad lassen sich die Orkneys gut erkunden. Man erreicht leere Strände, fährt stundenlang über Wiesen und windgepeitschte Feldwege. Beliebt ist Inselhopping per Bike: Die Fähren nehmen Räder sogar umsonst mit.

cycleorkney.com

Der Kapitän der »Arnoytrans« machte von der Brücke aus ein Foto von seinen Rettern und ihrer Achterbahnfahrt zwischen den zwölf Meter hohen Wellen. Das Bild hängt heute in der Station der Seenotretter in Thurso an der Wand. Bill Munro steht schweigend davor. Der Betrachter kriegt auch ohne weitere Erklärungen eine Gänsehaut.

Auch Kevin McGregor tut heute das einzig Richtige – er bleibt im Hafen. Sein Boot, ein Kutter von elf Metern, liegt dreifach vertäut an der Pier von John O'Groats. Er sitzt im Seaview Hotel, trinkt Kaffee mit viel Zucker, die Ruhe selbst. »Wer hier lebt und arbeitet«, sagt er, »hat die wichtigste Regel akzeptiert: Der Pentland Firth allein entscheidet, wann die nächste Schicht beginnt.«

McGregor, 49, fängt Hummer, Taschenkrebse und Samtkrabben, und das ist hier schon an guten Tagen ein hartes Geschäft. Nicht weil die Krustentiere sich rarmachen, es gibt mehr als genug. Aber die heftigen Gezeiten lassen McGregor nur wenig Zeit, seine Fallen aus dem Wasser zu holen. Sobald die Strömung einsetzt, werden sie wieder unter Wasser gezogen.

Gut 750 Fallen hat er ausgelegt, alle drei Tage muss er bei jeder vorbeischauen, sonst fressen sich seine Gefangenen gegenseitig auf. Im Winter, wenn er oft wochenlang kaum rauskommt, legt er nur wenige Fallen dicht unter Land aus. Um die Ecke von Duncansby Head, wo er Schutz vor den Weststürmen findet. Morgen soll das Wetter besser werden. Oder übermorgen. Bleibt McGregor eben mehr Zeit für sein Hobby. Er spielt Darts, morgen Abend hat er ein Turnier in Inverness.

Düster liegt das Land da, Regen fällt aus bleigrauem Himmel. Aber der Wind ist plötzlich weg. Die Fähre »Hamnavoe« läuft pünktlich um 8.45 Uhr aus, von Scrabster rüber zu den Orkneys. Die wenigen Autos sind schnell verladen, keine Touristen dabei, alles Orcadians, wie sich die Insulaner nennen. Kapitän Allan McLeod geht auf Nordkurs. »Eine ruhige Überfahrt«, verspricht er. Seinen Besuchern auf der Brücke zeigt er aber doch erst mal das Klo, sicher ist sicher.

Selbst bei gutem Wetter bleibt ja noch die Dünung des Atlantiks. Kaum aus dem Hafen, stampft und rollt die »Hamnavoe« im Rhythmus der Wellenberge, fünf Meter rauf geht es, fünf Meter runter, zehn Grad nach Steuerbord, zehn Grad

FOTOS: MAURITIUS IMAGES (4)



1. Dan Pearson steht unter Strom, mit Turbinen will er in der Meerenge Energie gewinnen
2. Bill Munro, Vormann auf dem Rettungskreuzer, fährt noch bei Orkan raus
3. Allan McLeod steuert die Fähre zu den Orkneys
4. Kevin McGregor, Fischer, holt dicke Hummer aus dem Firth



O BEN Windige Ecke: Bei Dunnet Head steht noch der alte Leuchtturm, vom Sturm umweht

RECHTS Schwan-kender Arbeitsplatz: die Hummerfischer auf ihrem kleinen Kutter

nach Backbord. Selbst McLeod hält immer Kontakt zum Schiff. Eine Hand am Kartentisch, stemmt er sich gegen die Instrumentenkonsole. Wer nicht ständig Halt sucht, gerät sofort ins Wanken. Das Autodeck ist mit Spezialfarbe gestrichen. Extra rutschfest. Wenn der Seegang heftiger wird, schlagen sie Keile unter die Räder der Autos.

Der Zweite Offizier und der Rudergänger blicken konzentriert auf die Wellenberge. Gelegentlich schnappen sie sich das Fernglas. Das Schiff scheint auf falschem Kurs zu sein, als wolle es an den Orkneys vorbeifahren. Wegen der starken Strömung muss die »Hamnavoe« auf ihrem Kurs nach Stromness 15 Grad vorhalten. Sie fährt stark nach West – um im Norden auf den Orkneys anzukommen.

Allan McLeod ist seit zwanzig Jahren auf dieser Strecke unterwegs, Scrabster nach Stromness und zurück, zweimal am Tag – sofern der Pentland Firth ihn lässt. Denn es gibt Konstellationen von Wind, Wellen und Gezeiten, die selbst für seine robuste »Hamnavoe« zu viel sind. Östlich seiner Route schäumen die Merry Men of Mey. Solange es nicht zu heftig bläst, weicht McLeod nach Westen aus. Da bekommt er zwar die volle Wucht des Atlantiks ab, aber das ist für ihn und seine Passagiere immer noch besser als der Hexenkessel im Firth.

Als die Fähre an der Steilküste von Hoy vorbeistampft, reißt der Himmel auf und gibt den Blick frei auf den Old Man of Hoy, eine imposante Säule aus rotem Sandstein. Sie erinnert an die Lange Anna auf Helgoland, nur ist das hier ein viel mächtigeres Gebilde. Und die vertikale Felswand hinter dem Brandungspfeiler ragt 352 Meter hoch aus dem Meer, keine Klippe auf den Britischen Inseln ist höher.



Wegen solcher Anblicke liebt der Kapitän sein Revier. Sein Handwerk hat er in der Küstenschiffahrt gelernt, auf kleinen Frachtern. Er fuhr von den englischen und schottischen Häfen rüber zum Kontinent, nach Dänemark, Deutschland, Belgien, Frankreich, in die Niederlande. »Von der Navigation her ist das viel anspruchsvoller als die Fahrt über den Großen Teich«, sagt er. »Da geht es tagelang nur geradeaus.« Hier hingegen reichen schon ein paar Meilen, um das Adrenalin zu spüren, wie es manche Nautiker nie erleben werden. »Gelegentlich haben wir schon mal grünes Wasser vor den Fenstern der Brücke«, sagt McLeod. Grünes Wasser. Das ist im Jargon der Seeleute die reine Welle, nicht die harmlose Ohrfeige einer peitschenden Gischt, sondern ein brutaler Wirkungstreffer der Wassermassen. »Vor solchen Faustschlägen der See haben wir einen Heidenrespekt«, sagt der Kapitän. »Dann kommst du zwischen den Inseln raus, und plötzlich erwisch dich so ein Kaventsmann.«

Vom Storefront Café in John O’Groats hat man einen perfekten Blick auf den Pentland Firth. Das Wasser direkt vor dem Hafen: spiegelglatt. Doch weiter draußen scheinen sich regelrechte Stromschnellen zu bilden, fast wie in einem Wildwasserfluss. Die Flut auf ihrem eiligen Weg von West nach Ost. Dan Pearson gefällt, was er sieht. Er blickt hinaus auf die Wellenkämme im Hauptzug des Gezeitenstroms und strahlt. »Was für ein wunderbarer Rohstoff, und direkt vor der Haustür.« Der 38-Jährige ist der CEO des Energieerzeugers MeyGen. Und er will ausgerechnet in diesen wilden Gewässern Turbinen installieren, um Strom zu gewinnen.

Die Idee hat was. Bei Wind oder Sonnenenergie nämlich hat man Fehlzeiten: Bei Flaute oder Sturm stehen Windräder still, nachts fällt die Sonne als Energielieferant aus. Die Gezeiten hingegen herrschen immer, zumindest

Grünes Wasser schlägt gegen das Schiff. Die Faust der See

solange der Mond nicht aus dem Himmel fällt. Und im Pentland Firth entwickeln Ebbe und Flut besonders viel Kraft.

Aber wie viel Druck ist zu viel? Kann die Technik diesen Gewalten standhalten? Pearson ist einer von diesen Berufsoptimisten, die nie von Problemen reden, sondern nur von Herausforderungen. »Hat vorher noch nie einer gemacht?«, fragt er laut. »Nun, dann sind wir eben die Ersten.« Er wischt mit dem Zeigefinger über sein iPad. Hier: Mit der Universität Exeter haben sie eine Computersimulation der Strömungen hinbekommen. Dann: ein 3D-Bild der Topografie unter Wasser, die gleich ein weiteres Problem offenbart. »Die Säulen der Offshorewindparks in der Nordsee werden tief in den Sand gerammt, aber hier gibt es keinen Sand«, erklärt Pearson. »Die Strömung hat auch noch das letzte Körnchen weggefegt, wir haben nur noch nackten Fels.« Und wie sollen die Gezeitenturbinen da verankert werden, damit sie nicht ebenfalls ➤



Ein hübscher Tag, um an Land zu bleiben. Bis an den Hafen von John O’Groats laufen die Brecher. Die großen, »Overfalls« genannten Chaoswellen aber toben erst weiter draußen im Sund

Haushohe Wellen drohen, das Boot rollt im Meer. Jungs, verzieht euch an Land

weggespült werden? Die Lösung: »Wir machen sie schwer, sehr schwer.«

Basis für den Unterwasserpropeller wird ein Dreibein von 200 Tonnen, mit Krallen aus Stahl, die sich ins Gestein bohren. Zusätzlich wird auf jeden Fuß noch ein Ballastgewicht von 400 Tonnen gesetzt. Macht insgesamt 1400 Tonnen an Stahl und Beton, die sich gegen die Macht des Pentland Firth stemmen sollen. »Noch schwerer und größer kann unser Kran nicht«, sagt Pearson.

Lange hielten alle am Pentland Firth das Projekt für eine Schnapsidee. Genauso weltfremd wie die Sprüche von Alex Salmond, dem langjährigen schottischen Regierungschef, der den Firth als Hauptgewinn in der Lotterie der Naturgewalten bezeichnet und sein Land für das »Saudi-Arabien der erneuerbaren Energie« hält. Doch Dan Pearson und MeyGen haben tatsächlich 51 Millionen Pfund vom Staat und den schottischen Energieversorgern eingesammelt und die ersten Aufträge erteilt. Die Dreibeine für vier Anlagen sind im Bau, die Generatoren bestellt. Im Januar beginnen die Arbeiten für den Landanschluss der Sechs-Megawatt-Pilotanlage: 2016 soll erstmals Strom aus dem Pentland Firth ins Netz fließen. Und wenn alles läuft wie geplant, drehen sich in der wildesten Strömung Europas bald 269 Propeller – genug, um 175 000 Haushalte mit Strom zu versorgen.

Draußen gießt es, was das Zeug hält. Dan Pearson klappt seinen Kragen hoch, marschiert raus und hat seinen wunderbaren Rohstoff im Blick. Auf einer Schautafel für Touristen, ein paar Hundert Meter weiter, wird der wilde Gezeitenstrom als »Hell’s Mouth« beschrieben. Jetzt bekommen die Beißer im Maul zur Hölle ein paar Kronen aufgesetzt. Und

es bleibt abzuwarten, was der Pentland Firth dazu sagen wird. Ob er die Technik duldet oder einfach zerschmettert. Meer gegen Mensch: das alte Duell.

Es ist noch dunkel, als Fallensteller McGregor und sein Kompagnon Tim Humphreys ihren klapprigen Lieferwagen im Hafen von John O’Groats parken. Es geht kaum Wind, gute Bedingungen. Dann springt der Dieselmotor ihres Kutters an. Mit sieben Knoten tuckern sie raus auf den Firth, aber gegen den Strom schaffen sie bald nur noch zwei.

McGregor hat die Positionen seiner Hummerkörbe auf der Seekarte eingetragen, die erste Markierungsboje ist schnell gefunden. Wurfanker raus, Boje einfangen, Leine über die Winde ziehen, bis der erste Korb hochkommt. McGregor klinkt die Falle aus, wuchtet sie auf die Arbeitsplatte hinter ihm. Humphreys öffnet den Korb, holt die Beute heraus, stopft Stücke vom Dornhai und Hering in die Tasche für den Köder. Dann stapelt er die Fallen an Deck, bereit für den nächsten Einsatz. Der Kutter bockt in den Wellen, aber die beiden Fischer haben anscheinend Saugnäpfe unter den Gummistiefeln. Sie arbeiten zügig, ohne Pause, ohne ein Wort zu verlieren. Bloß keine Bewegung zu viel, sie haben immer die Zeit im Nacken. Nur eine Stunde noch, dann zieht die Strömung wieder an, mit voller Stärke.

Der Hummer macht sich rar heute, nur sieben Exemplare landen im Plastikbottich hinter dem Steuerstand. Auch bei den Krebsen läuft es nicht so gut. Auf dem Weg zur nächsten Boje klemmt sich McGregor die blau schimmernden Hummer zwischen die Knie und streift ihnen ein dickes Gummiband über die Scheren. Die Biester können gewaltig zupacken.

Das Boot rollt durch die schiefergrau wogende See. Die nächsten Fallen poltern an Deck, es ist die ganz normale Arbeit der Meeresmalocher vom Firth. Aber Routine kommt dennoch niemals auf, nicht hier. Vom Steuerstand meldet sich prompt das Funkgerät mit schnarrender Stimme. Der Wetterbericht. McGregor hält seine Winde an und dreht die Lautstärke hoch, er ahnt schon, was kommt. Wind aus Südsüdwest, 30 bis 35 Knoten, wieder sieben bis acht Beaufort. Am Pentland Firth versteht die Botschaft jeder. Jungs, verzieht euch an Land. Wer sich jetzt noch da draußen rumtreibt, den holt der Höllenschlund. □